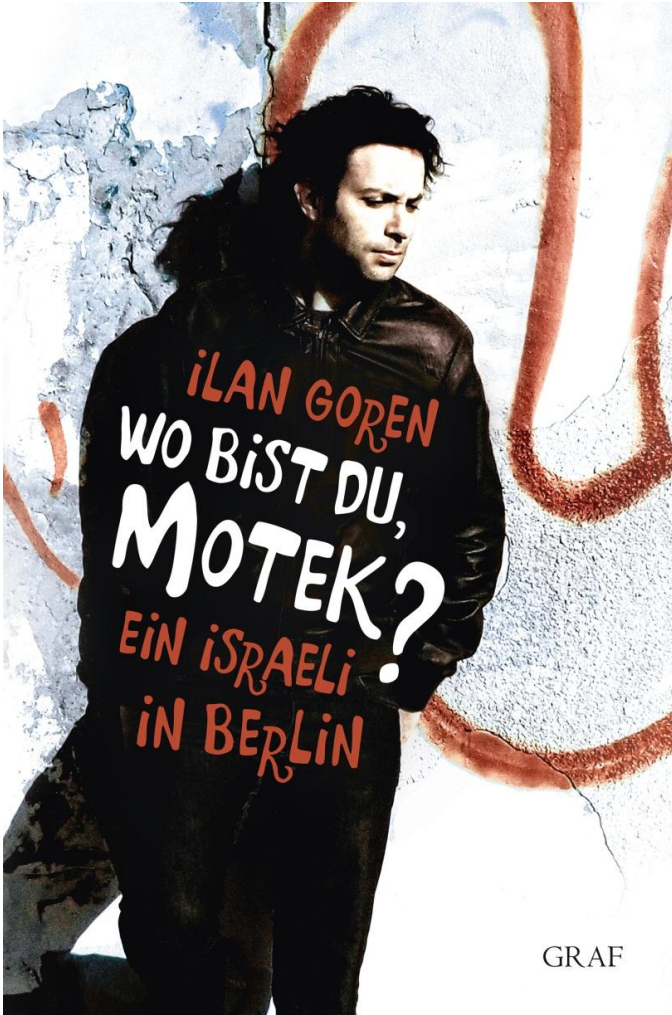


Leseprobe aus:

Ilan Goren

Wo bist du Motek?



© 2013 by Graf Verlag

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.graf-verlag.de

Erstes Kapitel
Der unheiligste Ort aller Zeiten
Spätherbst

Die erste Mission

Ich war erschöpft nach meiner ersten Nacht als Berliner. Zu viel Weißburgunder, zu viel Lechaim, zu viele Farben.

Am Abend zuvor hatte mich der freundliche Direktor einer freundlichen Stiftung, die die deutsch-israelischen Bande stärken sollte, in ein neu eröffnetes Designhotel direkt an der Museumsinsel eingeladen. Er nahm mich zunächst zu einem Spaziergang in der Umgebung mit, dort, wo sich die grünbraune Spree in zwei schmale Arme teilt. Sie floss kühl und langsam an den Mauern des hoch aufragenden Doms dahin, vorbei am geschichtsträchtigen Teil der Stadt, vorbei an dem, was einmal das steinerne Herz der DDR und, lange zuvor, das Ostjudenviertel Berlins gewesen war. In den Zwanzigerjahren wurde hier das jüdische Strandgut der russischen Revolutionen, polnischen Teilungen und galizischen Pogrome angespült. Ich sah sie vor mir, in abgetragenen Kaftanen, mit zerzausten Bärten, die Augen mit Salzlake gefüllt, eingelegt in Hoffnung und Verdammnis. Dort, wo heute, den großen Museen gegenüber, eine Promenade liegt, deren Ruhe an diesem Abend nur gestört wurde durch einen Akkordeon spielenden, gegelten Zigeuner mit seiner fordernd dreinblickenden Frau, an der ein Baby hing wie eine stumme Zimbel. In den Cafés am Was-

ser wurden glänzende, süßliche Pizzen für Touristen aufgewärmt.

Nach unserer Rückkehr, in der aufdringlich bunten Lobby des Kunsthotels, hatte der Gastgeber viel zu viele Gläser Weißburgunder auf den neuen Korrespondenten, also auf mich, gehoben. Wir stießen an auf die Freiheit der israelischen, der deutschen und der internationalen Presse, auf das Gedenken, die Hoffnung, die Ehrlichkeit und den Dialog – für alles ein eigenes Chin-Chin, Prost und Lechaim. Irgendwann verlor ich den Überblick. Und ich genoss es, von einem beschwipsten Funktionär ein ums andere Mal in den Stand eines »Sondergesandten des israelischen Fernsehens in Deutschland« erhoben zu werden. Später, in meinem kunstinspirierten Zimmer, in meinem viel zu weichen Bett, zwischen gelbgrünen Wänden, stieg der Weißwein dann pochend in meinen Nacken und hinauf in mein Gehirn. Ich dämmerte weg.

Schweißgebadet wachte ich auf. Hatte nicht ein Einheimischer irgendwas gesagt von deutscher Genauigkeit und der Notwendigkeit, die Uhr umzustellen? Aber auf was? Winterzeit? Oder war es Sommerzeit? Mit verquollenen Augen mühte ich mich, die Uhrzeit auf meinem Wecker zu entziffern. Er hatte mich im Stich gelassen.

Es war heller Tag, und ich hätte längst bei meinem Interview sein müssen. Wenn es etwas gab, was mir meine geliebte halbdeutsche Mutter eingepflichtet hatte, so war es die Angst davor, zu spät zu einem geplanten Interview zu kommen.

Die jüdischen und christlichen Berliner Vorfahren meiner Mutter hatten beste Manieren, war mir immer gesagt worden. Juda und Else, die in den Zwanzigerjahren im Wes-

ten der Stadt zu Hause waren, hatten großen Wert darauf gelegt, dass man es nur durch Disziplin und harte Arbeit zu etwas bringt. Unpünktlichkeit allein hätten mir meine längst verstorbenen Ahnen vielleicht noch verziehen. Doch meine Verderbtheit reichte ja tiefer. Ich befand mich auf dem Weg in Europas größtes Bordell. Und das war noch dazu der einzige Termin des heutigen Tages, den ich selbst organisiert hatte, und meine erste journalistische Mission in der Stadt.

Offiziell war ich für zwölf Monate als Europakorrespondent für Channel 10 von Tel Aviv nach Berlin geschickt worden. So lange hatte ich Zeit, um die rutschige Karriereleiter zu erklimmen. Der Sender wollte Erfolg am Bildschirm. Ich auch.

Der eigentliche Grund, warum ich mich in die Arbeit stürzen wollte, war das dringende Bedürfnis, innezuhalten, zurückzublicken und mich umzusehen. Ich zog kurz nach dem Tod meiner Mutter hierher, vergangenen Sommer in Jerusalem, wo heruntergelassene Jalousien das helle Licht daran gehindert hatten, in das Krankenhauszimmer vorzudringen. Während meine Mutter auf grünen Laken in einer neonerleuchteten Grotte dahinwelkte, schwelgte sie in Erinnerungen an ein goldenes Berlin, in dem ihre Vorfahren ein zielgerichtetes Leben geführt hatten. Meine weltliche Mutter setzte alles daran, diese Leute quasi heiligzusprechen. Deutsch à la Mom zu werden musste ziemlich toll sein, stellte ich mir vor. Und womöglich würde diese Stadt einen Teil meines Schmerzes über ihren Tod in sich aufnehmen.

Engelbert Krümmels Reich höchster Ekstase

Ich hatte Herrn Engelbert Krümmel, den Manager des *Diana FKK Saunaklub mit Pool, Bio- und Finnische Sauna, Hamam, Sexkinos, Solarium, Restaurant und mehr*, bereits angerufen, mich mehrfach für meine Verspätung entschuldigt («I am so sorry, it's just that I'm grief stricken and jet lagged»*) und feierlich geschworen, bis 11.15 Uhr am Hintereingang des Etablissements zu erscheinen, also nur fünfundsiebzig Minuten später als ursprünglich vereinbart. Aber ich wollte meinen Redakteuren beim israelischen Fernsehen zum Auftakt meiner Korrespondententätigkeit in Europa unbedingt einen unkonventionellen Bericht vorlegen. Die Art Bericht, den sie einerseits als »sexy« verkaufen konnten – »Dreihundert bezaubernde Mädchen erwarten in jeder Schicht ihre Kunden« – und andererseits als »hochbrisant« – »Dreihundert ausgebeutete Mädchen erwarten in jeder Schicht ihre Kunden«. Die Tatsache, dass keine Frau vor der Kamera erscheinen durfte, sollte diesem zweifachen Marketingansatz nicht im Wege stehen. Der Beitrag wurde bereits angeteasert als »Die nackte Wahrheit hinter Berlins glänzender Fassade. Heute in den Nachrichten auf Channel 10«. Dazu sah man Archivaufnahmen von jungen Frauen in Polyesterminiröcken.

Der Taxifahrer gab sein Bestes. Er hatte erklärt, er persönlich kenne Orte wie das *Diana* zwar nicht, doch: »Wenn es das ist, was du brauchst, bring ich dich hin, Inshallah!« Dabei hob er einen Finger, um den Ernst seiner Aussage zu unterstreichen, bevor er mit demselben Finger fünfzehn Se-

* Tut mir furchtbar leid, aber ich bin tieftraurig und todmüde.

kunden lang auf die Hupe drückte. »Arschloch, Ausländer, Schwabe!«, bellte er den anderen Autofahrern durch das offene Fenster entgegen, durch das der Ostwind hereinblies. Bis vor Kurzem war es noch Sommer gewesen in der Stadt. »Und wo kommen Sie her?«, fragte ich ihn auf Englisch. Ich fühlte mich dem Mann auf seltsame Art verbunden. »Ich? Wedding. Und Palästina«, grinste er.

Da war es schon 11.20 Uhr. »*Scheise!*«, brachte ich heraus, mein erstes deutsches Wort auf deutschem Boden. Zumindest war es nicht das unumgängliche »*schnell schnell*« meiner Generation, die mit einer audiovisuellen Kost aus deutschen Softpornos und harten israelischen Dokumentarfilmen aufgewachsen war. »Vielleicht wissen Sie ja den Weg?«, fragte er. Aus dem Radio blubberte etwas, was sich anhörte wie *fierut-neunzichdreidersupermix*.

»*Ich weiß nicht.*« Ich erinnerte mich an ein Familienfest in meiner Kindheit, bei dem alle von mir entzückt waren, dem kleinen Wunderkind, das fließend Deutsch sprach. »*Ich weiß nicht. Ich komme aus die Wüste.*« Wo hatte ich diesen Tarnausdruck her? Ich wusste es nicht.

»Da ist es, da ist es!«, rief ich, als ich auf der anderen Straßenseite plötzlich eine Werbetafel mit rosa Lippen auf einem würfelförmigen Industriegebäude sah. Und dann: »Halt, halt!«, wie in einem schlechten Kriegsfilm, in dem blond gescheitelte Totenkopfmajore skandierten, wie sie das auf dem Bildschirm unseres Schwarz-Weiß-Grundig-Fernsehers taten, den Mutter in vierundzwanzig Raten abgezahlt hatte. Ich ließ den Fahrer sitzen, der erneut etwas über Ausländer murmelte.

Es war 11.52 Uhr, und ich schwitzte mächtig, als ich beim Eingang angelangt war. Engelbert rief mich auf dem Handy

an, um mir zu sagen: »Zer iz no point in ze meeting at zis late hour.«* Doch ich musste mich dem Schicksal stellen und auch Herrn Krümmels blondiertem Vokuhila, blondem Schnauzer und silbernen Koteletten. Als ich endlich vor ihm stand, erbarmte er sich und gewährte mir einen schnellen Rundgang durch sein Etablissement. So erhielt ich Erläuterungen zu harmonischen Kombinationen aus mit Polyesterigerfell bezogenen Chaiselongues und vergoldeten dori-schen Plastiksäulen. Ringsum brannten Fackelleuchten mit Zellophanflammen.

»Zis is like a temple but a relaxing place. Zer iz a discount for taxi drivers und pensioners«**, erklärte Engelbert, während ich eine Suite namens *Hellenistischer Hedonismus* filmte. Nie zuvor hatte ich einen so schamroten Raum gesehen: Auf einem riesigen runden Bett lagen eine bordeauxrote Decke und rubinrote Kissen. Die Vorhänge waren in Safran und Ketchup gehalten, die lachsfarbenen Wände verziert mit Silhouetten verschlungener Körper in Flieder und Indigo, nackt, geschmeidig und in höchster Ekstase. Genau das, was man sich vorstellt bei einer Orgie, in die Nutten, Taxifahrer und herumtollende Rentner mit Dauerkarte involviert sind.

Eigentlich wollte ich nichts anderes, als meinen Chefredakteur davon überzeugen, dass ich einen Exklusivbericht über die Sexindustrie in Deutschland unmittelbar vor dem zwanzigsten Jahrestag des Mauerfalls hinkriegte, ein Ereignis, »which brings maaeeny nice clients from Israel into our establishment, even if zey need a long long time to un-

* Nun lohnt es sich nicht mehr.

** Es ist wie ein Tempel, aber auch ein Ort zum Entspannen. Taxifahrer und Rentner bekommen Rabatt.

derstand our rulez and regulations*«, wie Engelbert es ausdrückte.

Später schrieb ich dem Chefredakteur der Nachrichtenabteilung eine SMS: »Bordellbesuch war fantastisch, keine Zeit für einen Kommentar vor der Kamera im Sexkino, aber Interview mit blondem, schnauzbärtigem deutschem Platzhirsch der Zuhälterszene.« Er schrieb zurück: »Perfec!«

»Was machst du mit dem Deutschen?«

Zu den Weltmeisterschaften 2006 hatte ich es versäumt, nach Deutschland zu reisen, als in den Köpfen der Fernsehzuschauer der Welt – und in Israel – das neue Deutschland offiziell geboren wurde und Berlin zum unheiligsten, angesagtesten Ort aller Zeiten aufstieg. Ein Ort, an dem Prostitution legal ist und auf Werbetafeln im Bus beworben wird, Zuspätkommen aber undenkbar ist. Und jetzt war ich hier, in dieser Stadt, die Urgroßvater und Urgroßmutter vor langer Zeit verlassen hatten. Der Tod meiner Mutter hatte mir den letzten Anstoß gegeben für die Reise hierher.

Ihr Leben, so wurde mir klar, hatte etwas von einer schmerzvollen Werbekampagne gehabt; schließlich hatte sie über Jahrzehnte hinweg beinahe alles Deutsche enthusiastisch gelobt und gepflegt, wobei Kinderreime, Holzspielzeug, Zartbitterschokolade und qualitativ hochwertige Küchengeräte ganz oben auf der Liste rangierten. Ihre Hauptzielgruppe, meine Schwester und ich, hatten mitunter Probleme

* ... das viele nette Kunden aus Israel in unser Etablissement bringt, auch wenn sie lange, lange brauchen, bis sie unsere Regeln und Vorschriften verstehen.

damit gehabt, ihre sehnsüchtigen Werbebotschaften zu verstehen.

Ich schäme mich noch heute für den Tag vor etwa dreißig Jahren, an dem sie mich mit feierlicher Geste mit orangefarbenen Wollsocken in meinen braunen Ledersandalen zur Schule geschickt hatte, bevor sie zur Arbeit ins Krebsforschungszentrum gefahren war. Ich sah aus wie ein Idiot. Wie viel lieber hätte ich gefälschte »Adidas« oder »Puma« getragen, wie die anderen Jungs.

Ich schnitt mir mit einer Nagelschere kleine Löcher in die orangefarbenen Socken und behauptete später, ein paar Jungs aus Bethlehem hätten mich mit Steinchen beworfen, die wiederum meine Socken zerstört hätten.

»So ein Quatsch!«, zischte meine Mutter. »Wenn ich daran denke, wie teuer die waren! Wo ich doch kaum Geld übrig habe, zumal dein Vater nicht mehr...« Ihre Stimme überschlug sich fast. »Mein Sohn ist ein Schwindler... und ein Banause. Deutsche Jungs lieben es, grüne Socken zu ihren Sandalen zu tragen.«

»Orangefarbene«, schoss ich zurück. »Jeder hat mich Shiknoz genannt!« Das ist eine beleidigende Bezeichnung für neurotische, verpeilte Kinder mit europäischen Wurzeln. Ich beneidete meine sephardischen Klassenkameraden mit Wurzeln aus Nahost oder aus Nordafrika. Deren Eltern schienen den Weg zum Scheidungsanwalt nicht zu kennen, dafür aber wussten sie, wo man supercoole Windjacken kauft. »Du und dein Deutschland. Aber wenn deine eigene Mama von dort anruft, gibst du mir sofort den Hörer weiter, und ich muss mit ihr sprechen! Und dabei darf ich sie nicht mal Oma nennen. Sie ist aber nicht irgendeine Jutta, sondern deine Mutter!«

Für einen Moment schwieg sie, dann gab sie mir eine Ohrfeige. »Du weißt gar nichts über meine Mutter«, fauchte sie. »Sie ist gemein und unzuverlässig... im Gegensatz zum Rest meiner Familie. Und den meisten Deutschen.«

Als meine Mutter bereits sehr krank war, habe ich sie an die Geschichte erinnert, und ein scharfes Lächeln schnitt ihr von Angst und starken Medikamenten verzerrtes Gesicht in zwei Hälften. »Du hast schon damals gern geflunkert. Und dann bist du ja auch Journalist geworden.«

»Ich bin dafür, dass man die Wahrheit erzählt. Und nicht in Sandalen mit Socken herumläuft«, sagte ich.

Sie lächelte und sah mich prüfend an. »Was machst du mit dem Deutschen?« Ich weiß nicht genau, ob sie die Sprache, die Menschen oder die Familie meinte.

In der Lücke, die meine Mutter hinterlassen hatte, wuchs der Drang, etwas über meine deutschen Wurzeln und Vorfahren zu erfahren.

Lara und Niklas

Unter den Dingen, die meine Mutter mir hinterließ, war eine Stofftasche mit der Aufschrift »My mother went to Schwarzwald and all I got was this scheisse tasche*«, die noch an ihrem Krankenhausbett hing, als ihre Leiche schon längst weggebracht worden war. Ich nahm die Tasche und ging mit ihr zum Einkaufen. Um sie mit Schokolade zu füllen. Mit »Ritter Sport«, genauer gesagt. Denn das hatte ich von mei-

* Meine Mutter war im Schwarzwald, und was bringt sie mir mit? Diese Scheißtasche!

ner Mutter übernommen: immer einen Vorrat an Schokolade dazuhaben. »Nur das Gute ist gut genug für Hirn und Gemüt«, pflegte sie zu predigen.

Ich erzählte Lara davon, meiner engsten deutschen Freundin, die auch in Berlin lebte.

Ich war Lara ein paar Jahre zuvor auf einer Dachterrassengrillparty zum Unabhängigkeitstag in Tel Aviv begegnet. Über der Stadt hing eine Wolke von fettigem Dampf, die nur hin und wieder von Militärflugzeugen durchbohrt wurde, die zur Feier des Tages ihre Kunststücke vorführten. Wir betrachteten den durchlöcherten Himmel. Lara klaubte eine Keule vom Grill und erhob sie: »Auf unseren Höhenflug! Komm mich mal in Deutschland besuchen, ja?« Das war der Beginn einer Freundschaft, unter einem Baldachin von Chicken Wings und F16-Kampffjets.

Jetzt feierten wir unser Wiedersehen in Berlin bei einem Abendessen in einem teuren Restaurant, zusammen mit Laras Freund Niklas. Alle drei – er, sie und das Restaurant – waren Beispiele für das neue Berlin, echte Bewohner eines gelobten Landes, von dem so viele Israelis träumen: klug, intelligent, selbstsicher und nett zu Ausländern, Zuwanderern und jeglichen anderen Außenseitern. Sie waren beide Journalisten und liebten Asics Sneaker, Adidas-Kletterschuhe, Prenzlauer-Berg-Cafés mit Baukastennamen wie *Sowohl als auch* und *Lass uns Freunde bleiben*, alte Lorient-Sketches und die *Fantastischen Vier*. Und die Alpen und Berlin und Tel Aviv und Spargel und Rhabarber. Nur darüber, ob Bushido sexy ist, konnten sie sich nicht einigen.

Lara war blond und Niklas braunhaarig. Sie erzählten mir von ihrer Kindheit im Ruhrgebiet Anfang der Achtzigerjahre und wie viele glückliche, aber oft auch schmerz-

volle Erinnerungen sie mit Borussia Dortmund und Bayer Leverkusen verbanden. Ich erzählte ihnen, dass für mich als Kind diese Namen, übrigens auch »Bayern«, magische, ferne Orte darstellten, wenn ich den Bundesliga-Berichten im israelischen Radio lauschte. »Borussia und Bayern haben 1:1 gespielt?«, fragte die tiefe Stimme des Moderators »unseren deutschen Fußballexperten«, und die andere Stimme antwortete: »In der Tat. Der Kampf der Titanen fand im eisigen Borussia statt. Nächste Woche gibt es ein Rückspiel im tief verschneiten Bayern.«

Münster hingegen zählte nicht zu diesen Märchenlandnamen meiner Kindheit. Dort lebte jemand, den meine Mutter nur »diese Frau« oder »Jutta« nannte. »Großmutter« oder »Oma« wurde sie nie genannt. In unserem Leben war sie nur präsent durch seltene Anrufe mit gepresster Stimme und seltsamem Akzent. Außerdem waren da ein altes Kinderbuch, auf dessen erster Seite ihr Name in Kinderhandschrift stand und das von abtrünnigen Kindern erzählte, die wegen schlechten Benehmens in den Ofen gesteckt wurden, und die sepiafarbenen Porträts von Juttas Eltern – meinen Urgroßeltern –, die meine Mutter als »die Berliner« verehrte.

Meine Mutter hatte nicht viel Geld, als geschiedene Frau Mitte dreißig mit zwei Kindern. All ihre Energie und Hoffnung bezog sie wöchentlich aus einer Dosis deutscher Schokolade: eine Hundert-Gramm-Tafel »Ritter Sport«, »Sarotti« oder »Milka«. Der einzige Ort in Jerusalem, wo man sie kaufen konnte, war ein kleiner Eckladen, geführt von einem Alkoholiker mit einer Schwäche für Süßes und Damen in Not. Meine Mutter konnte sich die hochwertige importierte Süßigkeit kaum leisten, doch irgendwie reichte es immer.

Sie klapperte in ihrem Käfer zur Arbeit und erzählte uns immer wieder, dass wir Hitler dieses wunderbare Auto zu verdanken hätten – und Deutschland die ausgewogene Mischung aus Mandeln und Kakaobutter. Ihre Finger rochen nach den radioaktiven Giften, mit denen sie bei der Arbeit mit Gewebekulturzellen hantierte. Aber als Vorschüler konnte ich nur an diesen einen Moment denken, wenn ihre müden Daumen die Tafel in kleine Stückchen brachen und ihre Stimme uns befahl, niemals Schokolade zu essen, die weniger als vierzig Prozent Kakao enthielt, und wenn doch, dann niemals das Zeug, das in Nahost als echte Schokolade durchgeht. »Lasst das den *schwarze wilde khaye*«, kicherte sie immer, ungnädig gegen die ahnungslosen Menschen, die sie umgaben.

»Wem?«, wollte Niklas wissen.

»Den schwarzen wilden Tieren. Das ist Jiddisch«, erklärte ich.

Niklas versuchte, ein Lächeln zu verbergen. Lara dagegen fand das nicht amüsant. Dann schwiegen wir wieder eine Weile.

»Meint ihr, man kann in Gedanken kauen?«, überlegte ich.

»Natürlich kann man das«, sagten sie gleichzeitig.

Die beiden waren so entspannt und gastfreundlich, dass die stehende Einladung, auf ihrem Sofa zu kampieren, mich fast schon verunsicherte. Ganz im Gegensatz zu der Leichtigkeit, mit der ich offizielle Angebote annahm, auf Steuerzahlers Kosten in Nobelhotels unterzukommen.

Jedenfalls verbrachte ich nach jenem ersten Abendessen drei Tage auf ihrem sehr gemütlichen braunen Sofa, ehe ich meine eigene feste Bleibe in der Gleimstraße fand, nahe der Schönhauser Allee. Oder *Shen Auzer Ale*, wie wir Israelis

den Straßennamen sorgfältig falsch aussprechen, mit dieser Art linguistischer Galligkeit, die denen gestattet sei, die unerwartet zurückgekehrt sind.

Omer

Niklas und mein Kollege und Freund Omer halfen mir, das lächerlich schwere Ikea-Sofa, das mir inzwischen ans Herz gewachsen war, bis in den zweiten Stock des Hinterhauses zu schleppen.

Omer war bei einer angesehenen israelischen Tageszeitung für die Nachrufe verantwortlich. Aber sein Faible für Wiedergeburt war durch die Beschäftigung mit den jüngst Verstorbenen keineswegs bedient. Er liebte voll gestopfte Archive aller Art, und Archivare auf der ganzen Welt hassten und bewunderten seine Fähigkeit, zerbröselnde Manuskripte und verschollene Mikrofilme auszugraben – die Skelette von Geschichten.

Ich lernte ihn an Bord eines Flugzeugs von Tel Aviv nach Berlin kennen, beide waren wir als Journalisten für eine deutsch-israelische Verbindung in Berlin eingesetzt. Wir rekelten uns in den Polyestersesseln der Business Class und blätterten durch Omers neueste Entdeckung, Max Brods persönliches Tagebuch, das irgendwie seinen Weg vom Küchenschrank einer unverheirateten alten Dame aus Tel Aviv in Omers Rucksack gefunden hatte. Omer war ein Kenner der deutschen Sprache und Kultur und brachte mir nützliche Wendungen bei wie »Noch einen Schampus, bitte« und »Lass uns in Ruhe, bitte«. Das »bitte« schenkten wir uns immer häufiger, je näher wir an Berlin waren.

Als das Flugzeug landete, wusste ich Omers Eigenarten längst zu schätzen. Am eindrucksvollsten war seine Kunst, den Gesichtsausdruck innerhalb eines Sekundenbruchteils von einem breiten Grinsen in tiefste Düsterteit zu verwandeln. Damit hatte er bereits eine Menge Leute in Tel Aviv überrumpelt, erzählte er mir und rülpste zufrieden. »Ich verspreche mir noch bessere Ergebnisse bei den Deutschen.«

Wenige Wochen später wurde seine Vermutung einem Test unterzogen. Nämlich als eine wehmütig dreinblickende Dame mit ockerfarbenem Haar nach einer Veranstaltung zum zwanzigsten Jahrestag des Mauerfalls allein und unscheinbar aus dem Friedrichstadtpalast trat. Omer und ich begegneten ihr zufällig, als sie zwischen Dutzenden ununterscheidbarer schwarzer Autos nach ihrem außergewöhnlich gewöhnlichen schwarzen Auto suchte. Als wir merkten, dass es die deutsche Kanzlerin war, schoss uns sofort das Blut in jenes Organ, das automatisch im Gehirn jedes israelischen Journalisten arbeitet: der iranische Bedrohungskortex. Wir bombardierten sie mit Fragen zum »Handel mit den Mullahs« und der »deutschen Verantwortung«, nur um mit einer Handbewegung von ihr verschleucht zu werden. Ich imitierte Omers Miene: gemessen und ernst, als ich eine Frage stellte, und vollständig fröhlich, als ich von der Kanzlerin die Abfuhr erhielt. Ihr einziger Leibwächter schien von dieser Taktik unbeeindruckt. Er musste nicht eingreifen. Und wir konnten eine tolle Geschichte über die »laxen Sicherheitsvorkehrungen in Berlin« machen – Omer in einer Zeitung und ich im israelischen Fernsehen –, was uns beiden das Lob unserer Chefs einbrachte.

Omer und ich lernten noch etwas an jenem Tag: Als wir einen Herrn mit vollem silbergrauem Haar und sehr gesunden Zähnen nach dem Weg fragten, antwortete der alte Mann auf Englisch, und seine überraschend weißen Zähne klapperten bei jeder Silbe, als er uns folgenden kryptischen Rat gab: »Es gibt aber eine Konstante, die Sie nicht vergessen sollten, wenn Sie sich in Berlin bewegen. Wo oder wann Sie auch nach oben blicken, Sie sehen immer den Fernsehturm am Alex. Er steht im Herzen Ostberlins.« Er lächelte wissend und tätschelte mir glücklicherweise nicht den verletzten Kopf.

Sein Rat sollte sich allerdings als verwirrend herausstellen. Ich ging nämlich davon aus, dass der Alexanderplatz – erst viel später konnte ich ihn »Alex« nennen, ohne mir komisch dabei vorzukommen – immer östlich von mir liegt, wie Jerusalem oder Mekka. Der örtliche Ostpol ist aber nur dann einer, wenn man westlich von ihm steht. Das ist hilfreich, wenn man sich in der Friedrichstraße verläuft, aber nicht, wenn man ratlos in Friedrichshain, benommen in Prenzlauer Berg oder hipsterisiert in Kreuzkölln ist. Und es bringt einen nicht weiter an grauen, kalten, nebligen oder regnerischen Tagen, wenn die silbrig glänzende Kugel mit der schweren Wolkendecke über Berlin verschmilzt. An einem normalen Novembertag, so wie an neunzig Prozent aller anderen Tage in dieser Stadt, ist das der Fall.

Der Soundtrack des ersten Winters

Wie auch immer, ich merkte bald, dass ich in meiner neuen Wohnung in der Gleimstraße von musizierenden Nachbarn

umgeben war. Im ersten Stock lebte eine namenlose, niemals lächelnde ukrainische Klavierlehrerin mit einem Gesicht, säuerlicher als Spreewaldgurken. Dann war da im dritten Stock Alexej, ein herzlicher Russe mit Pferdeschwanz, dessen Visitenkarte ihn als »Glasharfenkünstler« auswies und sein lächelndes Porträt vor einem Hintergrund aus Sektgläsern und einem Wasserfall zeigte. Er spielte jeden Sonntag vor dem Pergamonmuseum.

Und dann gab es noch Dave, meinen direkten Nachbarn, ein selbst ernannter »klassischer Fall von desillusioniertem britischem Zigeunerrockstar«, der sich seinen Lebensunterhalt als Stuckateur verdiente, wenn er Arbeit fand. Dave sah man nur selten ohne Mode- und Klassenbewusstsein. Ersteres manifestierte sich im Tragen eines Tiroler Jägerhuts oder einer Sherlock-Holmes-Mütze, eines Tweedjacketts, eines seidenen Ascotschlipses und brauner Oxfordschuhe, die vom vielen Polieren schon ganz durchscheinend waren. Und das Klassenbewusstsein dadurch, dass er sich seinen Lebensunterhalt auf Baustellen verdiente und proanarchische, antikapitalistische Hymnen auf einer unbezahlbaren Telecaster schrubbte. Auf diese Weise unterstützte er das Recht der Menschen auf das, was der überwiegende Teil der Gesellschaft »Aufstand« nennen würde und er »Zorn«.

Einmal, als Dave seine Gitarre allzu heftig aufjaulen ließ, schickte die ukrainische Klavierlehrerin ihre eigene Version des sowjetischen *Pioniersky* nach oben – einen zarten, schüchternen Jungen mit formloser Ostblockfrisur. Der blasse Abgesandte informierte Dave pflichtgemäß: »Mama hat gesagt, dass sie die Ausländerbehörde und die Polizei und das Steueramt benachrichtigen wird.« Dave, der gerade seinen karierten Tweedanzug und einen dreiecki-

gen Filzhut trug, lachte und tätschelte dem Kind den indoktrinierten Kopf. »Sag deiner Mama, wenn sie mir etwas zu sagen hat, soll sie einen mündigen Erwachsenen heraufschicken.«

Die kombinierten Talente der Musiker sollten den Soundtrack zu meinem ersten gnadenlosen Berliner Winter bilden. Dave schrubbte auf seiner Gitarre und vermietete seine Wohnung an Rockbands aus entlegenen und exotischen Orten wie Australien, Island und Braunschweig; die Klavierlehrerin hämmerte eine unvollendete Sonate, deren erster und einziger Satz jeden Nachmittag durch die Dielen meiner Wohnung drang; und die himmlischen Klänge von Alexejs Gläsern schwebten durch meine Decke herab.

Unter Amateurathleten

Wenn die Livemusik in unserem Haus ihren Höhepunkt erreichte und darauf länger als eine halbe Stunde verharrete, musste ich raus. Ich nahm dann mein altes Hobby Joggen wieder auf – eine sichere Methode, zum eigenen Kern vorzudringen, während du ein Stück weiterkommst. Durch Joggen wollte ich versuchen, die Energie zu verarbeiten, die mir aus den vielen Generationen meiner Familie zufloss, die sich in und um Berlin bewegt hatten. Zunächst einmal trainierte ich auf der von Flutlicht beleuchteten Laufbahn an der Cantianstraße. Sie liegt gleich um die Ecke von meiner Wohnung, gegenüber einem neonbeleuchteten Waschsalon und einer schummrigen Fußballkneipe.

Ich staunte immer über die Gleichgültigkeit, mit der die Einheimischen die vielen Frauen akzeptierten, die ihre Bu-

gaboo-Kinderwagen aus Titan inklusive ihrer stillen, gehorsamen Babys um die Bahn schoben, und die Männer, die in neonglänzenden Polyesterstrumpfhosen ihre Runden drehen. All diese deutschen Amateurathleten waren so still und präzise, ausgestattet mit Schrittzählern und atmungsaktiven Socken, die mit L und R gekennzeichnet sind, damit man sie nicht verkehrt herum anzieht. Sie hatten einen ritualisierten Zugang zum Laufen, und anfänglich wollte ich das genauso handhaben.

Um Schmerz und Langeweile zu lindern, meine einzigen Begleiter während meiner ersten Laufrunden, zählte ich die Schritte pro Kilometer oder die Atemzüge pro Runde. Ich musste daran denken, wie ich als Sechsjähriger dem zunehmenden Rückzug meiner Eltern voneinander dadurch begegnet war, dass ich mein eigenes kompliziertes System aus Regeln und Vorschriften entwarf. Das gab mir Halt. Ehe ich zu Bett ging, ordnete ich die Schnürsenkel meiner Turnschuhe in einer Weise an, die nur ich verstehen konnte. Dann stellte ich die Schuhe auf den Boden an eine Stelle, die exakt durch den Lichtstrahl bestimmt wurde, der durch die einen Spaltbreit geöffnete Tür fiel – wobei auch die Breite des Spaltes das Ergebnis ausführlicher Messungen und Justierungen war. Dann tippte ich mit den Fingern der rechten Hand auf den hölzernen Nachttisch, der vor vielen Jahren meiner Urgroßmutter gehört hatte. Meine Finger wanderten von links nach rechts, dann von rechts nach links, dann wieder von rechts nach links und dann ein letztes Mal von links nach rechts. Dann wiederholte ich das Ganze mit der linken Hand. Viermal Klopfen pro Finger, zwanzigmal Klopfen pro Hand, vierzigmal Klopfen insgesamt. Erst dann konnte ich einschlafen.

Das gegenwärtige Ritual war nicht so viel anders: immer wieder die Stoppuhr checken, den Abstand zwischen Geschwindigkeit und Zeit messen, sich mitten beim Laufen Sorgen machen, ob das blöde L auch wirklich auf meinem linken Fuß gelandet war und das R auf dem rechten. Klar, auf dieser Laufbahn zu schlappen bescherte einem ein paar unvergessliche Anblicke von erwachsenen Männern, die ihrerseits in Strumpfhosen herumschlappten. Aber eben nur eine vorübergehende Erlösung vom Schmerz, der Langeweile und mir selbst.

Irgendwann Mitte Oktober ging ich also im Grunewald laufen. Dort war ich alsbald sehr erstaunt über die weißen Riesenblasen, die auf einmal vor mir erschienen. Aha, der Teufelsberg. Darüber hatte ich gelesen. Der künstliche Hügel erhebt sich etwa achtzig Meter über die Ebene, aufgehäuft aus dem ganzen Schutt, der nach dem Zweiten Weltkrieg überall rumlag. Und dann bauten die USA hier eine Flugüberwachungs- und Abhörstation, die inzwischen, seit die Streitkräfte abgezogen sind, es die DDR nicht mehr gibt und auch Deutschland hier keine Radarstation mehr unterhält, leer steht. Schräg.

Ich lief weiter. Ein Pfad führte zu einem kleinen See, dunkelgrün und glatt. Es war noch mild, und so wäre es nicht weiter überraschend gewesen, ein paar Menschen am Strand zu sehen. Doch der Anblick, der sich mir bot, traf mich dann doch unvorbereitet: Dutzende nackter Körper allen Alters und jeglicher Farbe waren am Ufer verstreut, badeten in den letzten butterfarbenen Sonnenstrahlen oder im gurkengrünen Wasser. Zwei Veteranen sprangen aus einem goldbraunen Blätterbett und gesellten sich fröhlich zu mir, ihre silbernen Mähnen und rosa Penisse schwangen frei in

der frischen Brise. Nur ihre Füße waren bekleidet, mit roten Laufschuhen. Ich wandte mich ihnen zu, sorgsam darauf bedacht, meine Augen nicht unterhalb ihrer Schlüsselbeine wandern zu lassen, und murmelte: »Entschuldigung, was bedeutet diese ... äh ... also diese Nudität?«

»Hier ist FKK – Freikörperkultur!«, antworteten sie im Vorbeilaufen. »Ist gesund und schön, verstehen Sie?«

Die FKK-Jogger liefen weiter, ihre baumelnden Hodensäcke entfernten sich.

Ich zog mich zurück. Das waren in der Tat neue Impressionen.

Aber wenigstens wusste ich jetzt, was FKK bedeutet.

Karen

Wir lernten uns in Israel auf einer Hochzeit kennen. Meine Mutter war beerdigt. Es war ein schwüler Abend wenige Tage nach dem Ende von Shiv'a, der siebentägigen jüdischen Trauerwoche. Während der Shiv'a soll man sich essend und trinkend seinen Weg durch die dumpfe Wolke der Trauer suchen. So viel anders, was die Massen von Speisen und Getränken betrifft, geht es eigentlich auch auf einer israelischen Hochzeit nicht zu, nur weniger lang. Und fröhlicher. Ich stand neben einem Hochzeitsbüfett und sah geistesabwesend zu, wie Berge von Hühnchen unter glasierten Bohnen begraben wurden.

Die Hochzeit war eine klassische Fusion zweier führender Teile der israelischen Gesellschaft. Ein Hightechmanager mit braunem, gnadenlos gestutztem Haar, das sowohl Kühnheit als auch Kahlheit suggerierte, heiratete eine blond

gesträhnte Fernsehmoderatorin. Eine Finanzblase fusionierte mit Medienblubber.

Ich kam zu spät, weil ich durch einen Rüffel meines Chefredakteurs aufgehalten worden war. Er wollte wissen, wie ich an diesem Tag im Morgenmagazin mit solcher Selbstsicherheit die Schlagzeilen des Vortags hatte vortragen können. Das hatte der Konkurrenz einen Festtag beschert. Meinem Chef schien die Wahrheit nicht aufzufallen – oder sie war ihm egal: In meinen Augen hatten alle Schlagzeilen, Storys und Soundbites – neue wie alte gleichermaßen – denselben schalen Beigeschmack wie die Teigwaren, die die Trauergäste in der Shiv'a gespendet hatten. Ich beschränkte mich allerdings darauf, mich kleinlaut zu entschuldigen.

»Tja, du hast ja reichlich Zeit, über diesen Livepatzer nachzudenken, bevor du nach Deutschland gehst. Ich will nicht, dass sich unser Europakorrespondent schlecht fühlt. Komm also wieder auf die Füße. Angeblich hast du ja starke Füße.« Er klopfte mir auf den Rücken. Sein Atem roch säuerlich nach Zigaretten und schlechten Quoten. »Ein Kameramann hat mir erzählt, wie du diesen Möchtegernwissenschaftler und Nobelpreisträger erwischt hast, der partout nicht vor die Kamera wollte. Das ist die richtige Einstellung, mein Europakorrespondent!« Er geleitete mich zur Tür und aus seinen Augen.

Seine Stimme hallte noch in mir nach, als ich zusah, wie gebratene Hühner apathisch auf der vorletzten Station ihres Lebens brutzelten. In den Sektgläsern stand lauwarmer Champagner. Meine Beine fühlten sich hohl und taub an.

Dann sah ich Karen.

Sie unterhielt sich gerade mit einem ihrer Vorgesetzten, einem Mittfünfziger, der aus fünf Kriegen berichtet und

sechsmal geheiratet hatte. In ihrer Eigenschaft als Reise-redakteurin des staatlichen Fernsehens musste sie nicht nur über griechisch-türkische Pauschalreisen Bescheid wissen und fließend PR-Talk sprechen, sondern auch die Männer abwehren – aber nie beleidigen –, die sich zu ihr hingezogen fühlten wie der Straßenpöbel zur Livekamera.

Sie stand an einen Holztisch gelehnt, der ein wenig zu niedrig war für ihre hohe, schmale Gestalt. In einer Hand hielt sie eine *Baggardi-Cola* – der Brautvater hatte enorme Summen in den besten Bacardi-Ersatz, den man für Geld kriegen konnte, investiert –, in der anderen eine Zigarette. Ihr pfirsichfarbenes Kleid kontrastierte mit ihren grünen Augen und passte perfekt zu ihrem kastanienbraunen Haar.

Ich kannte sie flüchtig, seit sie vor ein paar Jahren mit einem meiner selbstbewussten Kollegen zusammen gewesen war. Abgesehen von einem gelegentlichen »Hi«, das ich in ihre Richtung murmelte, hatte ich nie den Mut aufgebracht, die hübscheste Journalistin des israelischen Fernsehens anzusprechen.

»Hey, wie ist es dir in den letzten fünf Jahren ergangen? Ich hab gehört, du bist wieder solo!« Ich bereute meine Plumpheit sofort, aber es reichte, um den polyamoren Manager zu vertreiben.

»Na ja, ganz gut. Ich versuche zu arbeiten.« Sie machte eine Handbewegung in Richtung des abziehenden Chefs. Ihre Stimme war tief und angenehm. »Und du?«

»Ach, meine Mutter ist gestorben ... vor zehn Tagen.«

»Oh.« Ihre grünen Augen waren verschleiert wie Meerwasser voller Algen. »Das tut mir sehr leid. Was ist passiert?«

»Krebs. Jetzt habe ich niemanden mehr, der mich fragt *Was willst du?* und *Was machst du?*«

»Was heißt das?«

»Keine Ahnung, das ist deutsch. Aber vielleicht finde ich es bald heraus. Ich werde ein bisschen Zeit dort verbringen, in Berlin. Vielleicht zwei Monate, mal sehen.« Ich spielte den Zeitraum extra ein wenig herunter, um ein mögliches Interesse ihrerseits nicht im Keim zu ersticken. »Ich glaube, es ist klasse, da ein bisschen abzuhängen, als internationaler Korrespondent und so ... ein bisschen Abenteuer.«

Ich erzählte Karen von meiner Mutter. Da sie selbst eine Krebsforscherin gewesen war, hatte sie ein genaues Auge auf die Dosierungen der Medikamente und das Timing der Verabreichung. Die Stationsschwwestern nannten sie bald »den Monitor aus Zimmer 14«.

Karen lachte.

Ich erzählte weiter, dass meine Mutter manchmal rief: »Sie sind schon sieben Minuten zu spät dran! Sie dürfen aber die abendlichen Schmerzmittel nicht mit den Schlafmitteln für die Nacht mischen!«

Karen schenkte mir ein halbes Lächeln, das genügte, um die stickige Spätsommerwolke zwischen uns zu vertreiben. »Außerdem stammt meine halbe Familie von dort. Sagen sie jedenfalls. Ich meine, das hat sie gesagt. Wir ... sie hatten mal ein wunderbares kleines Haus in Charlottenburg. Ich glaube jedenfalls, dass sie mir das erzählt hat ...« Mir war bewusst, dass ich nuscelte. »Du solltest mich mal besuchen kommen!« Jetzt klang meine Stimme schrill.

»Du siehst ein bisschen hungrig aus. Wollen wir Kurs aufs Büfett nehmen? Ich erspähe da eine Insel aus Brokkoli in Wasabikruste am Horizont«, lockte sie mich. Als wir endlich den Archipel aus Woks durchschiffen hatten, war mein Teller voll und mein Appetit vergangen. Karen murmelte mit tie-

fer, rauchiger Stimme: »Du weißt, dass du kannst, wenn du willst, oder?«

»Was kann ich?«, murmelte ich, doch dann merkte ich, dass etwas auf die Mondlandschaft auf meinem Teller tropfte. Ich weinte. Die Tränen bildeten einen winzigen See auf einem Berg aus Kartoffelpüree; das Wasser spiegelte die roten und lilafarbenen Discolichter wider. Es fühlte sich gut an, Karen durch ein Kaleidoskop aus Kartoffelpüree und Tränen zu beobachten. Plötzlich wünschte ich, meine Mutter könnte mich sehen, wie ich mit diesem Mädchen sprach.

»Sie war bis zum Ende deutsch, weißt du?« Ich hob mein Glas und Karen auch. »Auf Kinderreime und Marzipan und Anständigkeit und Ehrlichkeit.«

»Und jetzt isst du was«, ordnete sie an. Es war, als würde Karen mich seit zehn Minuten *und* ein Leben lang kennen. »Dein dunkler, hungriger Blick ist irgendwie sexy, aber auch beunruhigend. Wie die Itzkales und Yonkeles in den Bildern aus dem frühen 20. Jahrhundert.«

Ich stocherte in meinem Essen, aß einen Bissen oder zwei. Dann schlang ich alles herunter. Sie stand auf und kam mit einem Teller voller Süßigkeiten und Konfekt zurück – Windbeutel, Eis, Marzipan, Kekse und Schokoladenfondant, Schokoladentrüffel und Schwarzwälder-Kirsch-Torte. Alles war *parve*, mit Milchersatz zubereitet, gemäß der jüdischen Tradition, die es verbietet, Milch und Fleisch zur selben Zeit und vom selben Teller zu essen. Ich kaute die geschmacksneutrale Schokolade. Sie aß auch etwas davon.

»Lass uns rausgehen«, schlug Karen vor und nippte an einer frischen *Baggardi-Cola*. Sie machte ein paar Tanzschritte, als wir an der Tanzfläche entlanggingen, wo Braut

und Bräutigam für ihre Darbietung bejubelt wurden. Ein Nachrichtensprecher blieb bei uns stehen. »Ich hab gehört, du gehst weg.« Er deutete mit einer Flasche Sekt auf mich und bespritzte uns beide versehentlich mit etwas, das sich passenderweise *Brute de Brute* nannte. »Teste mal die israelisch-deutschen Freundschaftspartys. Wunderbar! Hu-ha, Dschingis Khan!«, heulte er und gab ein paar mongolische Hockbewegungen im Stil einer gewissen deutschen Eurovisionsband zum Besten.

»Wenn der mich mal an die Siegestsäule fesselt, befreist du mich dann?« Ich hob mein Bier, als er weg war.

»Nur wenn du es willst.« Sie stieß mit dem Glas mit meiner Flasche an, und dann küssten wir uns.

In meinem Inneren tobte ein wilder Kampf. Ich sollte mich vier Stunden vor Abflug wirklich nicht verlieben.

Auf dem Weg nach Hause hielt ich an der zentralen Kreuzung der Stadt an, und wir küssten uns wieder. Im Radio sagte der Moderator: »We could be heroes, just for one day«, dann spielte er den Bowie-Song.

Karen schüttelte den Kopf und lächelte mich an: »Da geht's um Berlin. Ich schick dir die CD. Und jedes Mal, wenn du Bowie hörst, denkst du an mich.«

Ich nickte.

»Ich glaube, du bist schon sehr bald wieder da. Ich bin mir sogar sicher.« Sie schenkte mir ein ganzes Lächeln, das perfekte Allheilmittel. »Du weißt doch, dass unsere Schokoladen-Halva-Kuchen hier besser sind als alles, was du dort findest.«

Na ja, wir werden sehen, sagte ich, aber nicht zu ihr.

Ich pflegte jetzt zwar von Berlin aus eine Beziehung mit einem verpixelten Avatar mit metallisch klingender Stimme

(dank Skype-gefilterter und simulierter Realität) und traurigen Augen (dank realer Realität), aber es war ganz sicher wunderbar, sie zu haben. Mit ihrer zarten Stimme schaffte sie es, mir über die Entfernung etwas zu sagen, das ich nur schwer begreifen konnte: Ich will dich so, wie du bist. Die erste SMS, die ich ihr von hier aus schickte, lautete: »Es ist unfassbar. Ich sitze viertausend Kilometer von dir entfernt nackt auf einem Holzstuhl und fühle mich dir so nah wie nie zuvor jemandem.«

Die Kiste

Ein ungutes Gefühl beschlich mich. Die Dies-ist-mein-Deutschland-Kampagne meiner Mutter schien mir im Nachhinein immer schräger. Nicht nur, dass ich kein einziges Kind mit bunten Wollsocken in Sandalen entdecken konnte. Was war mit ihrer Version der Familiengeschichte? Wie hatte Jutta für meine Mutter dermaßen zur Unperson werden können? Über Jahre hinweg hatte ich die Version der Familiengeschichte aus dem Mund meiner Mutter einfach hingegenommen. Es gab ja niemanden, der sie korrigiert hätte. Alles, was mir zur Verfügung stand, waren die Erzählungen, Ansichten, Erinnerungsstücke und Gewohnheiten meiner Mutter. Bis diese Kiste und das Tagebuch auftauchten. Und alles in anderem Licht erschien.

Die Kiste war stabil, riesig, still und zufrieden in ihrer Undurchdringlichkeit, komplett unangefochten von ihrer langweiligen Umgebung: ein Haufen Kabel und Mikrofone, das braune Sofa, ein weißer Bienenstock von Ikea, den ich in der Gaudystraße gefunden hatte. Die einzige weitere De-

koration in meiner fast kahlen Wohnung war ein Handelsvertreter zum Aufziehen mit steifer grün kariierter Jacke und orangefarbener Hose. Immer, wenn ihn jemand aufzog, ratterte der Blechmann manisch mit seinen beiden Blechkoffern. Er war ein Geschenk meiner Schwester, einer Psychologin mit Sinn für trockenen Humor.

Da stand nun also diese Kiste. Ihr versiegelter Deckel war vielleicht der einzige Weg in die Vergangenheit meiner Familie. Auf der Kiste standen in großen, schiefen roten Buchstaben die Worte:

Hoppe, hoppe, Reiter!

Wenn er fällt, dann schreit er.

Fällt er in den Graben, fressen ihn die Raben.

Fällt er in die Hecken, fressen ihn die Schnecken.

Eigentlich sollte man meinen, ich könnte von meinen ersten Erfahrungen als Kleinkind profitieren, als ich auf dem Schoß meiner Mutter geritten war und sie deutsche Kinderreime rezitierte. Sie brachte diesen Reim mit solcher Hingabe und Inbrunst vor, dass ich sofort glaubte, die Zeilen trügen eine weitaus tiefere Bedeutung in sich als meine gesamte Kinderbibliothek, die vor allem deutsche und übersetzte Ausgaben von *Struwwelpeter* und *Max und Moritz* enthielt und außerdem lieblos illustrierte Agentenromane, die israelische Kinder glauben machen sollten, arabische Generäle seinen Gestalten, die ohne Weiteres in den *Stürmer* passen würden.

Beide Genres, als Abenteuergeschichten getarnte zionistische Propaganda und als Kinderbücher getarnte deutsche Moralgeschichten, waren voller Gewalt und Belehrung.

Doch meine Mutter akzeptierte nur Letztere als angemessene Seelennahrung für ihre Kinder: komplexe Geschichten über ungehorsame Kinder, die von rachsüchtigen, ehrwürdigen Erwachsenen traktiert werden, Kinder, denen als Strafe fürs Daumenlutschen die Finger abgeschnitten werden. Meine Mutter las mir diese Geschichten in solch heiterem Ton vor, dass ich wirklich glaubte, ich sei Nachkomme einer langen Reihe preußischer Eiferer.

Ich hatte damals keine Ahnung, dass es mir eines Tages leidtun würde, mich nicht an die Weisung meiner Mutter gehalten und »Hoppe, hoppe, Reiter« auswendig gelernt zu haben. Als Vorschüler bestand meine Welt aus sonnendurchfluteten Kindergärten mit Sandkästen voller Kinder, die um die Herrschaft in den von staubigen Zypressen umstandenen Höfen kämpften. Für das Beherrschen deutscher Reime war da kein Platz. Manchmal, und nur wenn ich ganz sicher war, dass mich keiner der Nachbarsjungen hören konnte, gab ich vor, von der Sache mit dem Reiter begeistert zu sein. Ein billiger Trick, der meine Mutter zufrieden machen und meine Schokoladenrationen sicherstellen sollte.

Vor acht Tagen war die schwarze Kiste in der Mitte meines kahlen Ostberliner Wohnzimmers abgestellt worden. Sie strahlte fast schon Eitelkeit aus, wie ein außerirdisches Raumschiff, das seinen vor langer Zeit verlassenen Planeten zurückfordert. Ein Paketbote hatte sie abgegeben, im Auftrag eines wohlmeinenden Mannes, der der Nachbar meiner verstorbenen Großmutter in Münster gewesen war.

Dieser Mann hatte mich vor zwei Wochen angerufen. Er verriet mir nicht, wie und wo er erfahren hatte, dass ich in Deutschland war oder dass es mich überhaupt gab. Aber er war sehr liebenswürdig.

Falls ich alles haben wollte, was sie besessen hatte, Fotoalben, Briefe, Erinnerungen und Erinnerungsstücke, so könne er mir das alles schicken, erklärte er. Es gäbe auch vier nicht sehr eindrucksvolle Ölgemälde und ein Schmuckkästchen, dessen Inhalt billig scheine und »von recht eigenwilligem Geschmack« zeuge.

Ich murmelte Dinge wie »Warum nicht?« und »Ich weiß nicht«. Immerhin, biologisch und körperlich gesehen hatte die Nachbarin dieses Mannes meine Mutter zur Welt gebracht. Aber die fremde, freundliche Stimme sagte mir noch etwas: Ich sei emotional verbunden mit Frau Jutta Pelikan und sie mit mir. »Ihre Großmutter.« Mit einer einfachen Geste der Höflichkeit bot mir dieser Deutsche die Möglichkeit, die bruchstückhafte Lebensgeschichte meiner Ahnen zu rekonstruieren.

Ich hörte mich murmeln: »Ja, ich würde gern mein Großmutterns Wurzeln kennenzulernen.«

Der Mann ließ sich durch meine Verwirrung nicht aus der Ruhe bringen. Er war Deutscher, also sagte und tat er das Richtige. »Ich schicke Ihnen dann alle Habseligkeiten Ihrer Großmutter. Tschüs! Machen Sie es gut!«, verkündete er und legte auf.

Der angekündigte Schmuck stellte sich in der Tat als billig und geschmacklos heraus, genau wie es der gründliche Münsteraner gesagt hatte. Die Ölgemälde warf ich sofort weg. Sie waren nichtssagend, weder schön noch hässlich, irgendwie seelenlos.

Und dann die Kiste. Ich spürte, dass sie etwas Bedeutsames enthielt, vielleicht einen Code. Wie eine gewaltige Mikrofilmkapsel drohte und versprach sie, wenn man sie öffnete, das in ihr verborgene Band aufzurollen, eine emo-

tionale DNA zu enthüllen, die seit Generationen fest verschlossen war.

Als sie hörte, wie die Kiste sich praktisch selbst zutage gefördert hatte, sagte meine gepixelte Skype-Karen, sie vertraue auf meine Stärke und Tapferkeit, doch ich solle aufpassen, nicht so viel an mir zu feilen und zu formen, dass ich am Ende dünn wie ein Fädchen sei.

Omer, wie immer in bizarrem Outfit, sagte, ich solle die Kiste öffnen und ihm sofort berichten, falls ich Hinweise auf verlorenes jüdisches Gold oder seltene Kafka-Manuskripte fände – zwei Themen, mit denen er sich gerne beschäftigte.

Auf der anderen Seite der Wohnzimmerwand jammte Dave gegen das System.

Ich duschte, aß ein Stück Hühnchen, las die Überschriften von zwölf Nachrichtenwebseiten, schrieb Niklas eine SMS, dass ich ihn morgen »ungefährlich zwischen 4 und 5« auf einen Kaffee treffen könnte, schrieb dem diensthabenden Redakteur eine E-Mail über die letzten deutsch-iranischen Handelsstatistiken (in der ich ihm versicherte, der Trend des letzten Jahres setze sich fort, und ihm verschwieg, was dieser Trend tatsächlich war) und futterte achtzig Gramm Dunkle Voll-Nuss. »Gut für die Gehirnzellen«, pflegte meine Mutter zu sagen.

Dann öffnete ich die Kiste.

Darin war ein Haufen Papiere. Briefmarken. Jede Menge Umschläge. Ein halbes Dutzend Fotoalben. Noch mehr Umschläge von einem Fotoladen, darauf der Slogan »*Der beste Kundendienst ist die richtige Beratung!*«, und ein paar Fotos aus den Zwanzigerjahren in Berlin. Ein wohlhabendes und stolzes, aber nicht sehr freundlich dreinblickendes Paar – mein Brille tragender, dunkelhaariger Urgroßvater Juda

Hellberg, jüdischer Abstammung, und meine platinblonde Urgroßmutter Else von Wiebe, eine Lutheranerin.

Er, ein Ostjude aus Polen, mit braunen Augen und korrektem Scheitel im pomadisierten Haar, sitzt in einem Jugendstil-Lehnstuhl. Sie, eine adelige Westpreußin aus Danzig, steht vor einem Gebäude, das aussieht wie die Alhambra in Granada, nur dass aus der üppigen Fassade scheu ein kleiner, stacheliger Davidsstern wächst. Selbst auf dem Schwarz-Weiß-Porträt sind ihre Augen blau. Später gesellt sich ein braunäugiges, blondes Kind zu ihnen. Es sieht auf unheimliche Weise bedrückt aus. Weitere Bilder aus Berlin gab es nicht.

Dann war da ein Haufen Ausweise: ein roter Mitgliedsausweis der Arbeitergewerkschaft Haifa von 1951, ausgestellt auf den Namen Judith Hellberg; ein grauer Mitgliedsausweis der Arbeitergewerkschaft Münster von 1953, ausgestellt auf den Namen Jutta Pelikan.

Eine Notiz in roter Tinte. Die Handschrift ist so verworren, dass sie fast unleserlich ist, aber ich konnte die Unterschrift entziffern: »Jutta«. Meine Großmutter. Tut mir leid, Mutti, ich weiß, ich sollte sie nicht so nennen. Die Notiz ist von 1971, ohne genaue Angabe des Datums. Keine Überschrift. Kein Adressat. Der Text ist neun Wörter lang. »Ich bin keine Jüdin! Und ich war nie eine!« Wie bitte? Ich starrte darauf. Niemand hat jemals etwas von sich wandelnden religiösen Zugehörigkeiten gesagt. Meine ganze Kindheit hindurch wusste ich, dass etwas mit Jutta nicht stimmte. Ihre verworrene Lebensgeschichte hatte meine Mutter ein letztes Mal nach Deutschland geführt, ein Jahr vor ihrem eigenen Tod. Sie hatte beschlossen, ihre ihr fremd gewordene Mutter als Jüdin zu bestatten und das Kaddisch der Waisen an

ihrem Grab zu lesen. Und das tat sie. Sie stand mit ihrem von Metastasen durchsetzten Bein am Grab und pries den Gott der Juden auf Aramäisch: »Yehei shmëh rabba mevarakh lealam ulalmey almaya.«

Meine Mutter war also heldenhaft nach Münster gehumpelt, und jetzt bekam ich nichts als eine lausige, neun Worte lange Leugnung des Judentums?

Meine Mutter hatte mir doch immer erzählt, dass ihre Familie aus Berlin vertrieben worden sei, weil sie ihre deutsch-jüdische Identität nicht hatten aufgeben wollen. Für mich hatte sich diese Geschichte wiederholt als sehr nützlich erwiesen, etwa bei Bewerbungen oder in deutsch-israelischen Gesprächskreisen. Warum musste diese Jutta denn jetzt alles verderben? Auch noch aus dem Grab heraus?

Ganz unten in der Kiste, unter vielen Schichten alter Sparkassen-Scheckbücher begraben, lag ein roter Ordner. Ich öffnete ihn – und fand darin etwas offiziell Aussehendes. Ein mit der Schreibmaschine ausgefülltes Formular, für mich völlig unverständlich. Deutsch. Schon wieder.

Das vergilbte Blatt war voller Wörter, die mehr als zehn Buchstaben lang waren. »Deutsche Wörter funktionieren wie Lego«, erklärte mir einmal ein Freund, der sich auskennt. »Wenn man sie verstehen will, muss man sie auseinanderbauen.« Also versuchte ich, die schwarzen Tintenkonstruktionen in einzelne Bausteine aufzubrechen.

Die Wörter, die ich zufällig auswählte, konnte ich nicht entschlüsseln: *Heilungsverlauf. Aufmerksamkeit. Einzelspsychodynamisch. Angsterkrankung. Entspannungsverfahren.*

Herauslesen konnte ich, dass das Formular am 13. Mai 1982 in der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie in Münster ausgefüllt wurde. Das klang sehr weit weg.

Zu beiden Seiten des schreibmaschinengeschriebenen Textes waren in derselben Handschrift und in roter Tinte Wörter gekritzelt wie: »Porträt«, »jedes Mal«, »Hasse Sie!«, dann »Nein, ich hasse dich!« und »Hexe, Hexe«. Ich ließ das Blatt zurück in die Kiste fallen.

In der Kiste fand ich außerdem ein fein säuberlich gefaltetes offizielles Dokument mit der Überschrift »Geburts- und Taufbescheinigung«. Es war von der »Ev. Kirchengemeinde St. Matthäus ausgestellt auf den Namen Jutta Hellberg, Geburtsdatum 17. Juni 1923«. Das Dokument ist absolut akkurat, durch und durch deutsch. Ausgewiesen ist auch ein »erneuter Tauftag« im Jahre 1970. Wozu das? Ich durchsuchte meinen schmalen Vorrat an deutschen Wörtern, und bei »Taufe« musste ich an ein seltsames Geschehen denken, das ich eines Nachts im Bayerischen Fernsehen gesehen hatte. Da bespritzten sich rosagesichtige Katholiken in weißen Gewändern gegenseitig mit Wasser und sangen dabei.

Hieß das also, dass ich als Sohn ihrer Tochter und nach jüdischer Tradition direkter Erbe ihrer Religion als Achtelmischling oder Viertelbastard oder Halbjude oder eine Art Christ galt? Aber ich hatte doch meine Bar-Mizwa – und die andere Sache auch.

Nur wenige Tage zuvor wollte mich ein wohlmeinender Bekannter aus dem Auswärtigen Amt in die lokale Fußballkultur einführen und nahm mich zu einem Spiel des FC Union im *Stadion An der Alten Försterei* in Treptow mit. »Da sind gute Leute«, meinte Lara; es klang aber eher wie eine Entschuldigung vorab, »stark in der Abwehr. Und es wird schon niemand die Nationalhymne anstimmen.«

Im Stadion, nach drei eiskalten Pils – »zum Aufwärmen«, wie mein Gastgeber sagte –, musste ich mal. Schon in

der Schlange vor dem Klo beschlich mich angesichts einer Gruppe Ultrationaler in Sweatshirts von Lonsdale und Thor Steinar das demütigende Gefühl körperlicher Unterlegenheit.

Ich trug einen alten, schweren, kohlefarbenen Mantel von Niklas, der wie die meisten deutschen Männer größer und breiter ist als ich. Meinem Nebenmann schien die Kälte nichts auszumachen: Er stellte seinen nackten Oberkörper und einen darauf tätowierten lebensgroßen Adler zur Schau, der sich an seiner rechten Brustwarze festhielt. Als ich mich zur Pinkelrinne drängte, wurde mir plötzlich klar, dass ich gleich vor Hunderten urinierender Fans meine ureigenste physiologische Manifestation des Bundes zwischen Abraham und Gott entblößen würde. Sie sangen alle fröhlich, zusammen mit Nina Hagen, »*Den Sieg vor Augen, den Blick weit nach vorn*«. Ich konzentrierte mich auf einen Punkt an der Toilettenwand und versuchte, mich nicht durch das »*Ziehn wir gemeinsam durch die Nation*« ablenken zu lassen. In der Flut des »*Immer weiter! Immer weiter!*« um mich herum produzierte ich ein paar kümmerliche Tropfen.

Jetzt, in Anbetracht des Kisteninhalts, wurde dieses Opfer, das ich gebracht hatte, mit einem akkurat gefalteten Dokument entwertet. Einem Dokument, das die unerklärliche Loyalität meiner Großmutter zum Christentum bestätigte. Oder besser gesagt: ihren Bruch mit dem Judentum. Warum nur?

Ich hob meinen Kopf und nahm einen langen Zug der frischen, kalten Luft, die durch das offene Fenster hereinströmte. Das Lächeln meines kleinen Blechverkäufers wirkte überfordert, so wie das dieser illegalen Wanderverkäufer, die ihren unhandlichen Schmonzes beim ersten Anblick

der örtlichen Ordnungshüter zusammenraffen. Ich wühlte weiter.

Zwei lange, nicht sehr schlanke, aber wohlgeformte Beine guckten aus der Kiste. Ein altes Foto. Es trug den Namen meiner Großmutter, und außerdem stand darauf »*Else Wiebe, Teilnehmerin an den ›Die Schönsten Beine von Berlin Meisterschaften‹, 1920*«. Außerdem ein Lippenstiftkussabdruck und eine Widmung: »Lieber Juda, mit freundlichen Beinen«. Es waren also die Hüften und Beine und Zehen meiner Urgroßmutter, die da aus dem Foto strahlten. Lang, weiß, kabarettreif. Erst viel später sollten sich die Bande lösen, die Juda für immer an ihre langen Beine und ihre dünne Seele fesselten.

Ich starrte in die offene Kiste, die jetzt fast leer war, wie ein erschöpfter Vulkan, der mehr geraucht und gespuckt hat, als ihm guttut. In einer dunklen Ecke lag noch ein Umschlag. Ich nahm ihn heraus. Darin steckte ein braunes Notizbuch. Abgegriffen und alt, aber vollgeschrieben bis zur letzten Seite. Auf dem Einband stand:

Schokolade ist dicker als Blut.

Wie und warum ich von Juda zu Joachim wurde

Von Juda-Joachim Hellberg (früher Oberingenieur, bei der AEG beschäftigt. Derzeit arbeitsloser Oberingenieur)

Das Notizbuch verströmte einen scharfen, süßlichen Geruch. In seinem Atem war etwas wie Asche und Staub, gemischt mit Ingwer, Mandeln oder Kakao.

Auf der Rückseite des Notizbuchs, die ein bisschen angesengt ist, stand in der Handschrift einer Frau – jedoch nicht der meiner Großmutter: »Das klingt vielleicht wie der Titel eines Kriminalromans, aber es ist keiner.« Daneben

hatte eine Kinderhand sorgfältig etwas in Sütterlinschrift geschrieben. Die Handschrift ähnelte, obgleich verträumter, der Handschrift auf dem Deckel der Kiste und auf dem Zettel, der das Judentum verleugnete. Der Text auf dem Notizbuch lautete:

Maikäfer, flieg!
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt!
Maikäfer, flieg!

Das kannte ich. Die Stimme meiner Mutter, unsicher und schrill, begleitete den Reim. Ich glaube, sie hat mir einmal erzählt, worum es geht, eines Nachmittags in Jerusalem, als die blauen Rollläden unserer Wohnung in der unbarmherzigen Sonne schmorten. Im Hebräischen wie im Deutschen ist die Sonne weiblich.

»So was nennen die Deutschen Schlaflied. Lustig, nicht wahr?«, lachte sie. Ich versuchte, ebenfalls zu lachen, doch meine Stimme klang komisch. Ich blickte sie prüfend an und wusste, dass ihre Augen bald schmal und schwer sein würden, und dann würde sie in ihr Schlafzimmer gehen und eines ihrer vielen frühen Abendschläfchen halten, die viele Stunden dauerten und manchmal noch länger.

Es war spät und schon fast dunkel. Die Dielen um mich herum waren bedeckt mit Notizen in roter Tinte, Umschlägen, Fotos, einem braunen Notizbuch, alles wild durcheinandergeworfen. Vor dem Fenster das orangefarbene Licht der DDR-Straßenlaternen, die die Einheit überlebt haben. Ein paar Schneeflocken schwebten zögernd zu Boden.

Die Kiste stand mitten im Zimmer, schweigend. Mein Gesicht war aschfarben und heiß. Ich schlug das Notizbuch auf. Endlich, ein Reiseführer, dachte ich. Hier ist die Landkarte, die mich geleitet über die Wege, die meine Vorfahren sorgsam geebnet haben, die mich an ihren großen Momenten, Taten und Leistungen teilhaben lässt. Wenn ich den Wegen folge, kann ich womöglich ein wenig mehr sein wie sie, ein bisschen deutscher.

Und zudem wäre dieses Vorgehen auch geeignet, meiner Mutter zu gedenken.

Der erste Absatz lautete: »Als ich in den frühen Morgenstunden des 9. Januar 1919 auf den Bahnsteig am Schlesischen Bahnhof im Osten Berlins trat, konnte ich nicht behaupten, frisch aus Polen gekommen zu sein. Nein, frisch war ich nicht. Aber voller Energie.«



Hier klicken, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch
Vielleser,
Bücherfan oder
Hobbyrezensent?“

„Dann lesen,
kommentieren und
schreiben Sie mit auf
vorablesen.de!“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



vorablesen.de

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren